



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gensel, Julius: Robert Schumanns Briefwechsel mit Henriette Voigt. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Robert Schumanns Briefwechsel mit Henriette Voigt

Mitgeteilt von Julius Gensel

2



ir kommen jetzt an einen Brief — eigentlich ist's nur ein Zettel —, der bisher den Herausgebern rätselhaft geblieben zu sein scheint: „Bis zum Niederstürzen war ich erschöpft“ u. s. w. Daß er nach Ernestinens Abreise geschrieben ist, legt der Inhalt nahe. Aber es bleiben noch Zweifel zu lösen.

Freitag den 5. September hatte Schumann seiner Mutter geschrieben, daß er am Abend des folgenden Tages bei ihr von der Geliebten Abschied nehmen wolle; ihr Vater wisse nichts von seiner Reise, auch sonst niemand, außer einem Freunde, der ihn begleite. Bis zum Donnerstag wolle er im strengsten Inkognito in Zwickau bleiben.

Henriettens Tagebuch vermerkt vom 6. September: „Früh 6 Uhr in Stadt Hamburg und auf dem Markt. Frickens abgereist — Abschied von Ernestine. . . . Um 7 Uhr [abends] mit Schunke zu Bendemanns zum Whist bis gegen 10 Uhr — — — Geheimniß.“ — Sonntag den 7.: „Früh $\frac{1}{2}$ 6 Uhr aufgestanden — gegen 7 zu Bendemanns gegangen. Abschied, Abreise. Hierher — geschrieben an Carl, Schumann und ins Tagebuch.“ — Montag den 8.: [gegen Abend] „Schumann hier gewesen, mit dem ich viel gesprochen.“

Hieraus geht wohl hervor, daß Schumann doch noch Freund Ludwig und durch diesen Henrietten ins Geheimnis gezogen hat, daß er aber nicht in Zwickau geblieben, sondern schon Sonntag früh wieder in Leipzig eingetroffen ist. Dem Briefe selbst entnehmen wir weiter, daß Henriette ihrem Brief ein von Ernestinen für ihn zurückgelassenes Andenken und deren an sie selbst gerichtete Zettel beigelegt hat.

Und nun mögen Schumanns Zeilen selber folgen:

Bis zum Niederstürzen war ich erschöpft vom gestrigen Tag, da kam Ihr Brief. Wie eine Engelhand hat er mich berührt. Das war ein Tag und eine Nacht und heute ein Morgen ¹⁾ — jeder Nerv eine Thräne. Wie ein Kind hab'

¹⁾ B. 101; Br. 43: heute Morgen.

ich geweint über Ernestinens Worte am Band¹⁾ — wie ich aber die anderen Zettel an Sie laß, da brach's entzwei — die Kraft. Ist's Schwäche, wenn ich das sage? meine²⁾ Ernestine ist's, die ich so über alle Maßen liebe und Sie sind es, Henriette, meine geliebte Freundin. Ihr Herrlichen, was kann ich Euch denn bieten für Eure hohe Güte! — Man sagt, daß sich liebende Menschen auch auf³⁾ irgend einem Sterne⁴⁾ wiederfinden, den sie ganz allein einnehmen und beherrschen. Wir wollen diese schöne Sage für eine Wahrheit vorausnehmen. Wenn ich heute Abend herumschwärme, so will ich mir einen recht milden auslesen u. ihn Euch zeigen, giebt's Gelegenheit — vielleicht auch einem Vierten. Verlassen Sie mich nicht! Ich bin's immer⁵⁾

Ihr

R.

Am 10. September kommt Schumann früh, um Henrietten zur Probe für das Konzert abzuholen, in dem Clara Wieck spielen sollte. Für den Abend ist er mit Schunke eingeladen, die Rückkehr des Gatten mit einem Rebhühnerschmaus zu feiern, und die beiden Freunde spielen abwechselnd vierhändig mit Henrietten diesem die neunte Symphonie vor. Am nächsten Abend sind sie wieder zusammen im Konzert, das mit Mendelssohns Ouverture Meeresstille und glückliche Fahrt eröffnet wird, und in dem dann Clara u. a. einen eignen Konzertsatz und Schumanns Toccata vorträgt.

Am Morgen desselben Tages war ein Brief von Ernestinen angekommen; wie es scheint, enthielt er den Rat, daß Schumann zunächst an ihre Mutter schreiben möchte, während der Vater erst allmählich vorbereitet werden sollte; daher Schumanns Äußerung über den „verliebten Betrug“ gegen den Vater vor den Augen der Mutter, als er Henrietten den Brief an diese zum Beilegen übersendet.

Meine theure, immer sorgende Freundin,

Hier die Beilage. Es drückt mich, daß ich vor den Augen der Mutter den verliebten Betrug gegen den Vater weiter treiben soll. Doch möchte ich auch Ernestinen⁶⁾ etwas Directes sagen. Was meinen Sie zu einem⁷⁾ lustigen Postscript? etwa „schön, daß ich gerade komme, ehe der Brief abgeht, dem ich den Wunsch anhängen, daß Sie“ (außer den andern) manchmal vielleicht auch die „Tonleitern in Es, C, H, vielleicht auch A spielen möchten. Denn eben habe ich herausgebracht, daß Asch ein sehr musikalischer Stadtnamen⁸⁾ ist, daß dieselben Buchstaben in meinem Namen liegen, u. gerade die einzigen musikalischen drinnen sind, wie nachstehende Figur zeigt, die übrigens freundlich grüßt.

(* Ernestine).

Robert Schumann.“

Jedenfalls komm' ich vor elf.⁹⁾ Was machen wir Ihnen nicht zu schaffen! — Das Postscript gefällt mir übrigens nicht, da es geschmacklos ist; das Zufallsspiel bleibt aber immer sonderbar und liebenswürdig:

¹⁾ W.: „(unleserlich).“ — Br. 43: Rande. — ²⁾ Das Wort ist ebenso gut für „nein“ zu lesen. — ³⁾ W. und Br.: Menschen auf. — ⁴⁾ W. und Br.: Stern. — ⁵⁾ Bei W. und Br. ein Punkt. — ⁶⁾ W. 103: Ernestine. — ⁷⁾ W.: meinem. — ⁸⁾ W. 104: Stadtname. — ⁹⁾ W.: komme ich vor elf.



das klingt sehr schmerzvoll. — Ich sitze im Compositionsfeuer, darum Verzeihung!

RSchumann.

13/9 34.

Kurz darauf ist Henriette wieder die Vermittlerin für einen Brief an Ernestinens Vater — jenen merkwürdigen Brief (S. 251 ff.), von dem man mit Goethes Worten sagen möchte, daß er die Gesinnung des Schreibenden „leugnend gesteh und offenbarend verberge.“ An Henrietten schreibt Schumann denselben Tag:

Hier, meine theure Freundin! — Bis drei Uhr bring' ich meinen Brief selbst. Schreiben Sie ja recht viel, wenn Sie Zeit haben; der Musengott wird Ihnen doch nicht alle Prosa fortführen. Schreiben Sie ihr namentlich, daß sie, wenn sie jetzt vielleicht für längere Zeit keinen Brief von mir erhalten sollte, deshalb nie im¹⁾ Zweifel über meine Gesinnung sein soll.²⁾

Gestern Abend hab' ich lange vor Ihrem Fenster zugehört. Ernestinens Brief hatte mich im Grund sehr traurig gemacht — ich lese auch keinen offiziellen Brief der Art wieder. Wir haben unser bißchen Herz zu etwas besserem, als es in Pelztiefeln einzustecken, daß es nur ja nicht erfriert.³⁾

Mit inniger Freundschaft

Ihr
S.

Vom 23 September 34.

Aus dem Tagebuch ersehen wir, daß Henriette am Abend zuvor mit dem Geiger Ulrich vier Sonaten von Beethoven gespielt hatte, „zu gegenseitiger großer Freude.“

Schunke kehrte denselben Tag (23. September) von Grimma zurück, wo er bei dem Amtshauptmann von Welf, Voigts Schwager, ein paar glückliche Tage verlebt hatte.

Vom 1. bis zum 4. Oktober war Felix Mendelssohn in Leipzig, auf der Rückreise vom Elsternhause nach Düsseldorf. In der Konzertprobe am 4. nahm Henriette, die von Berlin her mit ihm bekannt war, Gelegenheit, ihm Schumann vorzustellen.

Unter dem 10. Oktober erwähnt das Tagebuch einen Brief von Schumann, der aber nicht erhalten zu sein scheint.

Unter dem 17. Oktober kündigt Schumann der Mutter einen längern Besuch an: „Bei Euch hoff' ich auf Genesung.“ Vom 23. vermerkt Henriette: „Schumann zweimal da gewesen — in der Dämmerung recht schön geplaudert.“ Und am 24. (Freitag): „Um 10 Uhr Schumann, mit dem ich über Schunke gesprochen“; dieser war am Abend zuvor ernstlich erkrankt. Dann weiter:

¹⁾ D. 131: in. — ²⁾ D.: solle. — ³⁾ D.: verfriert.

„Um 2 Uhr Schumann wieder bis 5 Uhr geblieben und recht schön zusammen geplaudert. — Andenken. Um 7 Uhr noch einmal und mir ein Buch zum Lesen und seine Abegg-Variationen zum Geschenk gebracht.“ Auf letztere hatte er, wie Henriette dem Gatten berichtet, die Widmung geschrieben, „Seiner theuren Freundin Henriette Voigt“; um aber ihrem Danke zu entgehen, hatte er sie im Vorfaal liegen lassen.

Von Zwickau ist dann in den Tagen vom 1. bis 7. November der folgende, für Schumanns damaligen Gemütszustand sehr bezeichnende Brief geschrieben:

Eben las ich Deinen alten Brief —

Dies Blatt war eigentlich für Ernestinen ¹⁾ bestimmt. Darf ich es meiner theuern Henriette gestehen, daß ich den Unterschied, ob ich für Sie oder sie schreibe, nicht sehr hoch anschlage? — Schon Ludwig bemerkte, daß Sie jetzt eigentlich von mir vertreten würden, daß ich somit Sie wäre, wenigstens für Zwickau — o wie wünschte ich mir dann etwas von meiner Rücksicht gegen Freunde, die sich mehr im Handeln zeigte, als im Versprechen, etwas von meiner Eile im Schreiben an ein einsam stehendes Geliebtenherz, ja! ich wünschte Alles von mir zu besitzen — Leicht könnte ich das als Entschuldigung anführen und sagen „man hat ohnehin genug zu schreiben, z. B. an Henrietten, Ernestinen — nun gar noch an sich schreiben“ — aber ich glaube, ein einfaches Fürwort, etwa „sein Sie nicht böse!“ thut dasselbe. Ueberdem erinnere ich mich seit Jahren leider keines Briefes, der sich nicht wegen ²⁾ einer langweiligen Entschuldigung wegen Nachlässigkeit angefangen hätte, daß es meinen Briefempfängern ordentlich lästig werden muß.

Meine theure Freundin — wie lieb' ich und ach' ich Sie so innig, als daß ich glaubte, Sie würden dieses Schweigen für etwas anderes als eine Pause nehmen, die ja nur ein stummes Unterbrechen, aber kein Aufhören ist — ich dichte, wenn ich an Sie denke und meine Verwandten wissen's, wenn ich es ausspreche. Dann stehen Sie vor mir, treu wie eine Gestalt, jetzt finnend, jetzt rathend, selten wie ³⁾ etwas schmolend, manchemal ein wenig finster, öfter heiter, immer liebend und gütig — dann kommt Ernestine hinzu mit dem Madonnenkopf, der kindlichen Hingebung für mich, sanft und licht, wie ein Himmelsauge, das blau durch die Wolke dringt — und dann umarmt Euch Ludwig, leise wie seine ganze äußere Erscheinung mit dem Schmerz im Gesicht und mit dem edlen Spott, den er ihm entgegenstellt — Die ⁴⁾ Gruppe ist fertig — ich ziehe für wenige Augenblicke den Schleier darüber — —

Vier Tage später, am 5ten November.

Sonntags nach jenem Freitagabschied ⁵⁾ kam ich hier an. Eigentlich sollte der Fortgehende nur ⁶⁾ zu antworten haben — denn der Zurückbleibende behält wenigstens den Ort zurück, welcher die Vergangenheitsbilder sicherer fesselt, als alle Fantasie; der Fortgehende wird durch neue Gesichte, neue Verhältnisse zerstreut, er steht wie im Zusammentreffen der drei Zeiten ⁷⁾, die da sonderbar durcheinander wogen. Und überhaupt spürt das Ganze den herausgerissenen Ring aus der Kette weniger, als der einzelne sein Fehlen im Ganzen.

¹⁾ B. 331; F. 258: Ernestine. — ²⁾ Soll heißen: mit. — ³⁾ B. 332; F. 259: nur. —

⁴⁾ W.: die. — ⁵⁾ W.: Freitagabschied. — ⁶⁾ W.: nie. (Allerdings sehr undeutlich.) —

⁷⁾ W.: der Zeiten.

Am 7ten

Mit jedem Augenblick wächst meine Schuld. Wie quälen mich Eure Bilder, Thres und Ludwigs! Jetzt setz' ich mich mit dem festen Voratz nieder, nicht eher aufzustehen, als der Brief fertig ist.

Könnte ich nur eine kleine Zeit bei Ihnen sein, so wüßten Sie mehr, als Ihnen mein Brief in Stunden¹⁾ sagen kann. Was wollte ich nicht Alles hier arbeiten, vollbringen — Correspondenzen mit gewissen Leipziguern fortführen, an der Zeitung, am Damenconversationslexikon arbeiten — Nichts von Allem. Meine ganzen Studien bestehen in einem Brief an Ernestinen, von der ich schon einen Tag nach meiner Ankunft einen unter Ihrer Adresse erhielt. Seitdem haben die Zerstreuungen kein Ende genommen. Diese tausend bekannten Gesichter in einer Geburtsstadt wollen alle ein Lächeln, ein Wort, von unserer alten Köchin bis zur Obristin hinauf. Was für schmeichelhafte Albernheiten hat man zu schlucken, zu beantworten — Nun entschädigt aber reich das²⁾ Wiederfinden der ältesten Seelen, die in der jahrelangen Trennung ihre Probe bestanden haben und dann mein liebliches Kindheitsthal, in dem Einen Alles so bekannt anfieht. Man lernt dieses nicht und weiß es doch, so scharf hat es die Gewohnheit eingezeichnet. Dies Alles erfreut und zerstreut mich — sonst ist aber mein Seelenzustand der alte, d. h. einer, vor dem es mir schaudert. Ich habe eine Virtuosität im Festhalten der unglücklichsten³⁾ Ideen — es ist der böse Geist, der sich dem äußern Glück entgegenstellt und es verhöhnt. Diese Selbstquälerei treib' ich oft bis zur Ver-sündigung an meinem ganzen Wesen — dann genüg' ich mir nimmer, ich möchte in einen andern Körper oder fortrennen Ewigkeiten lang — — Ernestine hat mir ganz selig geschrieben. Sie hat durch die Mutter den Vater erforscht und er giebt sie mir — — Henriette, er giebt sie⁴⁾ mir . . . fühlen Sie, was das heißt — und dennoch dieser qualvolle Zustand, als fürchtete ich, dieses Kleinod nicht⁵⁾ annehmen zu dürfen, weil ich es in unseligen Händen weiß. Wollten Sie einen Namen für meinen Schmerz wissen, so könnte ich Ihnen keinen nennen — ich glaube, es ist der Schmerz selbst, ich könnte es nicht richtiger ausdrücken — ach! und vielleicht ist es auch die Liebe selbst und die Sehnsucht nach Ernestinen. Ich trag's auch nicht länger mehr und habe schon geschrieben, daß sie über eine Zusammenkunft in den nächsten Tagen nachsinnen möchte. Sollten Sie vielleicht einmal ein recht Wohlgefühl spüren, so denken Sie an zwei Seelen, die in Ihrer dritten ihr Heiligstes niedergelegt haben und deren künftiges Glück unzertrennlich von Ihrem ist.

Was schreib' ich heute confus. Aber der Brief brennt mir unter den Fingern und er muß noch in dieser Stunde aus dem Hause. Es war an mir die Zeit, zu trösten — rechtes Herzensstroh erhalten Sie — Von Ludwig schreiben Sie mir, was Sie wissen. Ich richte danach meinen Brief ein. Wie kann ich nur den Gedanken tragen, ihn hinzugeben. Stirbt er, so schreiben Sie mir's um Himmelswillen nicht, oder lassen mir's schreiben. Das erste brauchte ich gar nicht zu sagen.

Oben sah ich zum Himmel. Es hat fünf geschlagen. Weiße Lämmerwölkchen schwimmen vorüber. Ihre Stube seh' ich nicht erleuchtet — aber im Hintergrunde gewahre ich eine zarte Gestalt, den Kopf in die Hand gesenkt — ich seh' es ihr

¹⁾ B. 333; J. 260: ein Brief in Stunden. — ²⁾ B.: aber das. — ³⁾ B. und J.: unglücklichen. — ⁴⁾ B.: Sie. — ⁵⁾ Bei B. und J. fehlt das „nicht.“ Im Brief geht ein Strich durch den obern Teil der Buchstaben ht, was aber sicher nicht als Durchstreichung des für den Sinn notwendigen Wortes gelten kann.

am schmerzlichen Auge an, wie sie darin lebt,¹⁾ ob sie noch halten soll an dem, was man gewöhnlich das Heiligste nennt — an Freundschaft und Liebe — ich möchte mich ihr nähern dürfen und demuthsvoll ihre Hand küssen — — aber sie wendet sich weg.

Nein!²⁾ bleiben Sie mein, meine theure Freundin!

Robert Schumann.

Zu der Äußerung über Schunkes zu erwartenden Tod sei an folgende Stelle eines Briefes erinnert, den Schumann am Anfang desselben Jahres an die Mutter geschrieben hatte: „Da jetzt nur der Gedanke an fremde Leiden so vernichtend für mich ist, daß er mir alle Thatkraft nimmt, so hütet Euch, mir irgend etwas wissen zu lassen, was mir im Geringsten Unruhe machte — ich muß sonst ganz auf Eure Briefe verzichten.“ — Übrigens schrieb Henriette, als am 7. Dezember früh Schunke gestorben war, sofort an seine Eltern und an Schumann.

Inzwischen hatte sie zu ihrem Geburtstag folgenden reizenden Brief von Schumann erhalten:

Wie Cordelia komm' ich³⁾ zuletzt mit meinen Wünschen. Soll ich wiederholen, was die Verdienstvolleren schon besser ausgesprochen haben?

Und wären Sie Lear und frügen: was wünschst Du mir — ich antwortete: „nichts — denn ich würde damit nur sagen, daß Ihr gar Manches nicht besitzet“ —

Und wenn er dann zürnend auf einen Wunsch bestünde,⁴⁾ so würde ich erwidern „Alles, denn Ihr verdient es wahrhaftig.“

Und wäre er damit noch nicht zufrieden, so sagte ich „nun so wünsch' ich Euch, daß Ihr selbst immer noch etwas⁵⁾ zu wünschen hättet! Denn ich preise das gütige Geschick⁶⁾ darum, daß es an die Stelle eines erfüllten Wunsches stets einen neuen setzt.“

Und so sei es, meine Freundin! Genüge Ihnen dies Wenige! An solchem Tage⁷⁾ sieht man sich lieber ein paarmal länger in die Augen, wenn auch schweigend — denn das Lautsprechen ist in der Kirche verboten. —

Meine Mutter erlaubt sich, ihren Wünschen Bulwers Werke, Ernestine und ich das Allegro beizulegen, — letzterer⁸⁾ mit der Versicherung, daß der Verfasser mehr tauge, als sein Werk und weniger, als die, der es zugeeignet ist. —

Ueber das andere nächstens! Meinem verehrten H. Voigt tausend freundliche Grüße.

Bwidau, am 24ten November
1834.

Robert Schumann.

Am 15. Dezember kehrte Schumann nach Leipzig zurück. Die Verlobung mit Ernestine von Fricken hat er bekanntlich bald wieder gelöst: offenbar fehlte dem Bunde, den Schumann selbst noch in dem Brief an seine Mutter vom 5. September den merkwürdigsten Sommerroman seines Lebens nennt, der tiefe Grund, der allein Dauer verbürgt.

¹⁾ B. 334; F. 362: daran denkt. — ²⁾ B. und F.: Nun! — ³⁾ B. 334; F. 263: komme ich. — ⁴⁾ B. und F.: auf einem Wunsch bestünde. — ⁵⁾ B. und F.: immer etwas. — ⁶⁾ B. und F.: Schicksal. — ⁷⁾ B. 334; F. 263: solchen Tagen. — ⁸⁾ F. 263: letzteres.

Aus den folgenden drei Jahren liegen nur ein paar kleine Briefe vor; aber sonst Zeugnisse genug, daß der freundschaftliche Verkehr in der bisherigen Weise fortgedauert hat. Das nachstehende Briefchen ist im Tagebuch nicht erwähnt; vom vorhergehenden Tag — 1. Mai — ist vermerkt, daß Henriette im Wiedschen Haus einer Aufführung der kleinen Mollenhauers beigewohnt hat.

Meine Freundin! — Gestern lag ein Gewitter auf Ihrer Stirn und die Blitze zielten nach mir. Zu entschuldigen bin ich in Vielem keinesweges; doch weiß ich auch, daß Gewitter an ersten Maien eher Blüthen herauszulocken als zu vernichten finden. Und so hoff' ich.

Anbei drei Terzetten! Sollten Sie zum Seelentrio (wie ich vermuthet) einen Strohmann wünschen, der mehr Ohr als Auge mitbrächte, um seines nicht verhüllen zu müssen im Andenken alter Frühlinge, so nehme ich die Parthie an
Ihr

Vom ¹⁾ 2ten Mai 35.

Sch. ²⁾

Im Dezember 1835 wurde Voigts ein Töchterchen geboren, das in den spätern Briefen mehrfach erwähnt ist.

Die Veranlassung für das nachstehende Zettelchen ergibt sich wieder aus dem Tagebuch: es war ein Spaziergang ins Rosenthal verabredet, Henriette hatte sich jedoch am Fuß verletzt. Am 23. hatten Voigts mit Schumann die neue Oper „Der Blik“ von Halévy besucht.

Berehrte und beste Freundin,

Mit dem Gehen wird natürlich nichts; auch konnte ich nur schwer ab. Vielleicht morgen. Auch möchte ich noch einmal Mendelssohn's Capriccio hören. Sie müssen es ihm schön vorspielen u. da habe ich noch einige Bemerkungen, die ich Ihnen sagen möchte. Ich darf wohl?

Lesen³⁾ Sie mich noch mit denselben Augen, wie früher? Ich mag keine Antwort darauf.

Der ganzen Familie meinen Gruß.
Ihnen insbesondere.

25 Aug. 36.

Ihr

R. Schumann.

Vom 22. Oktober 1836 ist das große Crescendozeichen von Schumanns Hand in Henriettens Stammbuch. Das Tagebuch vermerkt: „Nach Tische Schumann und Stamath — ersterer mir ein Stammbuchsblatt geschrieben... Abends kam Schumann und spielte herrlich, war höchst poetisch und lebenswürdig. Viel gesprochen über Musik.“ Zu derselben Zeit hatte Henriette auch ihrer jungen Freundin Clara Wied ein Stammbuchsblatt gegeben, das diese am 24. mit einer Komposition beschrieben zurückbrachte.

Am 22. November machte der Engländer William Bennett (geb. 1816) seinen Besuch bei Voigts. Zwei Tage darauf, den 24., erhält Henriette zu ihrem Geburtstag von Schumann dessen Konzert, sowie einige Kompositionen

¹⁾ D. 131: Am. — ²⁾ D.: R. S. — ³⁾ D. 133: Sehen.

von Bennett, mit folgendem Gedicht, das die eigne düstre Komposition mit den heitern Bennettschen Weisen in Gegensatz stellt:

Zum 24ten November 1836.

Zweierlei bringen wir Dir. Trostlos, wie das Leben des Künstlers,
Wenn er im Kampf mit dem Sturm Segel und Ruder verlor,
Stellt sich das Eine Dir dar; indeß auf dem sicheren Boden
Still in der Muschel sich Perle an Perle gereiht.
Zweierlei wünschen wir auch. Wenn im Sturm der gefährlichen Stunde,
Welches das Unterste jezt, plötzlich das Oberste wird,
Bring' aus dem dunkelen Schooß auch Perlen der glückliche Zufall!
Was Dir das Eine geraubt, gebe das Andre zurück.

Beiliegend

Compositionen von R. Schumann und W. Bennett.

Von demselben Tage vermerkt das Tagebuch: „Abends war ich im Abonnement-Concert, wo Reißiger seine Symphonie dirigitte — viel Beifall — ich sprach ihn. Nach dem Concert waren Mendelssohn, Schumann, Stamaty und Lippert hier zum Essen, vergnügt bis 11 Uhr.“

Am 26. zu Voigts Geburtstag größere Gesellschaft, an der auch Bennett teilnimmt; nach dem Essen wird musiziert und nach Quartettmusik getanzt. Bei solchen Gelegenheiten wurde der geräumige Vorsaal der bescheidenen Wohnung als Zimmer hergerichtet.

Am 29. November verabschiedete sich Camill Stamaty in einem liebenswürdigen französischen Briefchen, dem er seine *chétives productions* beifügte. So viel ich erschen kann, hatte er sich nur in der Couterpe öffentlich hören lassen. Schumann kam erst im Januar 1837 dazu, seinem Klavierspiel und seinen Compositionen eine nähere Besprechung zu widmen. Vom 5. desselben Monats ist, wie das Tagebuch ergiebt, das nachstehende Briefchen auf blauem Papier:

Liebe,

Ich bitte um Stamaty's Brief, dann um meine Sonate, die noch viel schöner werden muß.

Es ärgert mich, daß ich das Trio von Taubert nicht haben konnte; nun muß es vielleicht ein Jahr warten.

Seit fünf Tagen sitze ich am Arbeitstisch. Es bekommt mir aber gut.

Oft denke ich an Sie. Adieu.

Ihr

R.S.

Zu Weihnachten hatte Schumann Henrietten „eine große Sonate“ geschenkt; wahrscheinlich ist es die in F-moll gewesen.

Hier ist noch des Briefes vom 14. September 1837 zu gedenken, mittels dessen Rochlitz Henrietten zu Schumanns Urteil über Meyerbeers Hugenotten und Mendelssohns Paulus („sein Weg führt zum Glück, jener zum Übel“) seine Zustimmung in so warmen Worten zu erkennen gab: „Seit Jahren habe

ich über Musik Nichts, ganz und gar Nichts gelesen, was mir — wie ich nun bin und seyn kann — so innerlichst wohlgethan hätte“ u. s. w. Henriette hinterließ ihn dem Freunde zum Andenken. (Gef. Schr., 4. Aufl., II, 494.)

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Galerie Sciarra. Am schlechtesten sind von allen Unterthanen des Königs von Italien bei der Neugestaltung der Dinge im Jahre 1870 wohl die römischen Fürsten weggekommen. In frühern Zeiten lebten sie, mehr oder weniger weltabgeschlossen, in ihren Palästen, der älteste Sohn übernahm mit dem Majorate die Pflicht, den zahllosen Fremden Kunstschätze und Villen offen zu halten, und sein größter Ärger war, wenn er nach London kam und die dort oder sonst in England in Privatbesitz befindlichen Galerien besichtigen wollte, sich erst durch Empfehlungen den Zutritt erkämpfen zu müssen. Die jüngern Söhne lebten mit geringem Zuschuß an barem Gelde im Familienpalaste, bis sie eine gute Heirat machten, und die Töchter wanderten, wenn sich kein Freier fand, ins Kloster. Der Papst erhob keine Steuer, das Leben in Rom war billig, kurz die Familien des Uradels wie die von päpstlichen Nepoten abstammenden erhielten sich im großen und ganzen in wirtschaftlicher Ruhe und Sicherheit. Mancher Seufzer über die Priesterherrschaft und den Mangel an politischem Einfluß wurde vernehmlich, aber der unvertilgbare römische Witz tröstete sich über vieles, und hätte man in diesen Kreisen ahnen können, was die Zukunft bringen würde, vielleicht hätte man das päpstliche Regiment ungefähr in demselben Lichte betrachtet, in dem jetzt den Lombarden die österreichische Herrschaft nicht selten erscheint.

Durch die Bresche von Porta Pia zog zwar als erster ein englischer Missionar ein, der auf einem Hundekarren eine große Anzahl Traktätchen mitschleppte, aber nur zu bald folgten andre Einwanderer nach, durch die die alte patriarchalische Zeit für immer begraben wurde. Die schweren Steuern konnte man sich vielleicht noch gefallen lassen, wenn man den steigenden Wert des Grundeigentums überlegte. Freilich ist eine Einkommensteuer von 13,2 Prozent auch wieder nicht recht geeignet, darüber zu trösten, daß alle Lebensmittel und Lebensbedürfnisse rasch im Preise zu steigen begannen.

Der schlimmste Schlag, der die römischen Barone treffen konnte, war die Ausdehnung des Gesetzes, das die Majorate aufhob, auf Rom. Von vornherein mochte man freilich im Interesse der Einheit und einheitlicher Institutionen Italiens nicht geneigt sein, für Rom eine Ausnahme bestehen zu lassen, wenn sich auch ein Staatsmann, der nicht gerade bloß Advokat war, sagen konnte, daß die Aufhebung der Majorate in den andern Teilen des Königreichs naturgemäß die Zertrümmerung zahlreichen Familienbesitzes zur Folge gehabt hatte, und daher eher die Wiedereinführung, als die Aufhebung der Majorate zweckmäßig erscheinen konnte. In einem Lande, das sich die schwersten Gefahren durch Sozialismus und Anarchismus drohen sieht, muß jedes konservative Element sorgsam geschützt und gepflegt werden. Wenn man alles Englische im Verfassungsleben nachzuahmen sucht, warum will man

dann die Festlegung des Grundbesitzes in jedem Falle und auch da hindern, wo er historisch gebunden ist? Aber freilich die Aufhebung der Majorate öffnete der advokatorischen Betriebbarkeit zahlreicher Parlamentarier eine weite Bahn. Wo alter Grundbesitz zerschlagen wird und die hungrige Meute der Spekulanten darüber herfällt, liegen die Brocken zahlreich da, die von den gewesenen oder künftigen Ministern aufgeschnappt werden.

Aber das ärgste ist es doch, daß man einerseits die römischen Majorate aufhob und andererseits das Edikt Paccas weiter bestehen ließ, mit andern Worten, alle die Mittel einer fürstlichen Familie verteilen ließ, deren Gesamtbesitz die Aufbewahrung der Kunstschätze überhaupt erst ermöglichte. Die einfachste Logik hätte die Aufhebung des Edikts deshalb an die Hand geben müssen, weil ein Mann, der beispielsweise fünf Söhne hinterläßt, gezwungen ist, dem ältesten zu seiner Quote vom Nachlasse des Vaters auch noch die Last der Aufstellung und Zugänglichmachung zum Teil sehr umfangreicher Sammlungen zu vermachern, ihn mithin sehr stark gegen seine Geschwister benachteiligt. Wollte man also Gerechtigkeit üben, so mußte man den Verkauf von historischen Kunstgegenständen ebenso freigeben wie den des väterlichen Palastes; eine Pflicht des Staates wäre es dann gewesen, die Sammlungen seinerseits anzukaufen.

In den ersten Jahren, wo zahlreiche Baupespekulanten aus dem Norden nach Rom strömten, um Geschäfte zu machen, schien die Sache nicht allzu schlimm zu sein. Wenn Gestalten, die man sonst an der Ecke der Linden und Friedrichsstraße vor Kranzler auf der Nachmittagsbörse zu sehen gewöhnt war, den Corso mit ihrer Gegenwart verschönerten, mußte Geld verdient werden. Wenn auch wie immer der Hauptgewinn in die weiten Taschen dieser Herren und ihrer italienischen Freunde floß, etwas blieb doch für die ursprünglichen Eigentümer der Terrains in Rom übrig, auf denen die neuen Quartiere von Mietkasernen aus dem Boden wuchsen. Gefährlich wurde es aber, wenn eine Teilung des Familienbesitzes eintreten mußte und man genötigt war, die Gärten, in denen Generationen fremder Besucher umhergewandelt waren, aufzuteilen. Als der Park der Villa Ludovisi mit dem andern Besitze des Hauses Piombino in Baupläze umgewandelt wurde, ertönte ein Schrei der Entrüstung: Gregorovius und Herman Grimm gaben der Welt zu verstehen, daß ein großes Verbrechen gegen die höhere Menschlichkeit begangen würde. Wie sich freilich die fünf Erben des Hauses Piombino in den Familienbesitz teilen sollten, ohne das wertvollste Stück zu Geld zu machen, hat keiner der eifrigen Veräter angegeben. Daß es hübsch gewesen wäre, selbst zu hungern, wenn nur die Besucher Roms nach Goethes Beispiel ihre Namen weiter in die Bänke und Bäume des Gartens einschneiden konnten, hat selbst deutsche Gedankenbuselei nicht aussprechen mögen.

Die Augen Europas sind auf diese Verhältnisse neuerdings wieder dadurch gelenkt worden, daß zehn Bilder, darunter der Violinspieler Rafaels, aus dem Palaste Sciarra am Corso nach Paris entführt worden sind. In der Pariser Illustration wird darüber folgendes erzählt:

Die italienische Regierung ließ ein Inventar der Galerie aufnehmen, ebenso die Gläubiger des Besitzers. Der Gerichtsvollzieher übersah dabei, daß im Hintergrunde der Galerie durch einen Vorhang die Thür verdeckt war, die zu einem Privatzimmer führte: in diesem Zimmer befanden sich die zehn schönsten Stücke der Sammlung. Ende Dezember des vergangenen Jahres wanderten die Gemälde in eigens dafür hergerichteten Koffern als Gepäck einer vornehmen Römerin nach Paris. Der Verfasser des Aufsatzes macht sich darüber lustig, daß kein italienischer

Zollbeamter an der Grenze auf den Gedanken gekommen sei, die Koffer genau zu untersuchen, während jeder, der in Italien gewesen ist, weiß, daß das Reisegepäck beim Verlassen des Landes von den italienischen Beamten nie untersucht wird, während man endlose Scherereien hat, wenn man etwas aus Italien mit Fracht expediren will, weil man sich dann regelmäßig dem Verdachte aussetzt, rohe Seide, deren Export verboten ist, fortschicken zu wollen.

Mitte März endlich bekamen die italienische Regierung und die Gläubiger des Fürsten Colonna von Sciarra Wind von der Sache, und man ließ in Paris alle Freunde des Fürsten durch ein Privatdetektivinstitut so sorgfältig überwachen, daß sie die Hilfe der Polizeipräfektur in Anspruch nahmen. Ob diese Maßregel von seiten der italienischen Regierung wirklich getroffen worden oder nur eine französische Fumkerei ist, können wir natürlich nicht sagen.

Seegerichtspruch. Am 30. April 1892 fällt das „Seeamt“ (so heißen die deutschen Seegerichte) Bremerhaven folgenden Spruch: „Die Strandung des Dampfers »Eider« ist auf einen Irrtum des Schiffers zurückzuführen, der sich südwestlich von seinem Besteck schätzte. Vorsichtiger hätte er gehandelt, wenn er bei der von ihm unterschätzten Dichtigkeit des Nebels die Fahrt noch mehr gemindert hätte, zumal da er auf dem von ihm gesteuerten Kurse keine Landmarke und Feuer bemerkt hatte, die er bei der angenommenen Sichtigkeit der Kimm hätte sehen müssen. Die letzten Lotungen waren offenbar unrichtig. — Das Verhalten der Besatzung nach der Strandung ist ohne Tadel. Die Thätigkeit der englischen Rettungsmannschaften verdient Anerkennung.“

Dieser Spruch bestätigt, daß der genannte Seeunfall ein leider nur allzu treffendes Beispiel für den vor dem Unglück geschriebnen Aufsatz der Grenzboten (I, 1892): „Das Straßenrecht zur See“ und seine Mängel bildet. Der Kapitän Heinicke, der Führer der „Eider“, dessen seemannische Tüchtigkeit allseitig anerkannt worden ist, hatte entsprechend den unbestimmten Vorschriften des Straßenrechts zur See die Geschwindigkeit des Schiffes, die bei Volldampf etwa sechzehn Seemeilen beträgt, ungefähr auf zwölf Seemeilen gemäßigt; hätte er nur eine Seemeile vermindert, dem Gesetz wäre Genüge geschehen. Und doch muß man die Überzeugung aussprechen, daß in der Lage, in der sich um jene Zeit die „Eider“ befand — sie steuerte bei Nebel auf das enge und schwierige Fahrwasser, Needles genannt, an der Westspitze der Insel Wight zu — jedes Kriegsschiff auf etwa sechs Seemeilen die Geschwindigkeit herabgesetzt hätte, d. h. halb so schnell als die „Eider“ gegangen wäre. Die schwierige Stellung des Schnelldampferkapitäns ist in dem angeführten Aufsatz ausführlich behandelt — dem Urteil der Öffentlichkeit wird es natürlich vorläufig verborgen bleiben, ob im einzelnen Falle der Schnelldampferkapitän aus Rücksicht auf die Interessen seiner Gesellschaft oder aus Rücksicht auf sein eignes Interesse: möglichst schnelle Reisen zu machen —, die nötige, vom Seegericht vermischte seemannische Vorsicht außer Acht gelassen hat. Dazu ist eben entweder eine schärfere Fassung der Gesetze, als bisher notwendig, oder die Schnelldampfergesellschaften müssen vom Publikum gezwungen werden, ihre Vorschriften für Unfallsverhütung zu veröffentlichen.

Trotz des vorzüglichen Verhaltens der Schiffsmannschaft und der englischen Rettungsbootmannschaften ist es nur als ein äußerst glücklicher Zufall zu betrachten, daß kein Verlust an Menschenleben zu beklagen war. Stürmische Südwestwinde, wie sie in der Jahreszeit der Strandung sehr häufig sind, würden sehr verhängnisvoll geworden sein.